

Friedrich Klingner

7. 7. 1894 – 26. 1. 1968

Im Leben und im wissenschaftlichen Werk Friedrich Klingners haben mannigfache Fügungen zum Gelingen zusammengewirkt. Das zeichnet sich schon im äußeren Lebensgang ab. Nach der Schulzeit in der Heimatstadt Dresden begann Klingner 1914 sein Studium in Tübingen, mußte es aber wegen des Krieges schon nach dem ersten Semester wieder abbrechen. Später nahm er es in Berlin wieder auf, und hier fand er in U. von Wilamowitz-Moellendorff, H. Diels, E. Norden, vor allem aber in Paul Friedländer die

gemäßen Lehrer. 1920 folgte er Friedländer nach Marburg; in den drei Jahren, die er in der stillen, vom Leben ihrer Universität bestimmten Stadt verbrachte (Staatsexamen, Promotion und Habilitation folgten rasch aufeinander), legte er für vieles Spätere den Grund. Ende 1923 als Assistent und Bibliothekar nach Berlin zurückgekehrt, wurde er zwei Jahre darauf Ordinarius in Hamburg, wo er bis 1930 lehrte (ein längerer, von Ludwig Curtius angeregter Aufenthalt in Rom fällt in diese Zeit). Dann ging er nach Leipzig als Nachfolger Richard Heinzes, dessen Platz er auch in der Sächsischen Akademie übernahm, so wie er – ohne Heinzes Schüler zu sein – in seinen Forschungen keinem anderen Latinisten nähersteht als ihm. Wenn er sich während des Dritten Reiches vielem fernhielt, so fand er doch in Leipzig einen Kreis gleichgesinnter Freunde und Schüler, wie ihn ihm damals schwerlich eine andere Stadt hätte geben können, und arbeitete gesammelt in der Stille. 1947 folgte er dem Ruf nach München, der ihm schon ein Jahrzehnt vorher zugehört, damals aber aus politischen Gründen vereitelt worden war. Jetzt bedeutete er für ihn Erfüllung seines Lebens und Schaffens. Bis zum Sommer 1963 hat er hier gelehrt und auch danach noch Seminare gehalten. Am geistigen Leben Münchens und am Universitätsgeschehen nahm er regen Anteil; 1956/57 war er Rektor der Universität. Äußere Ehrungen fehlten nicht: zur Mitgliedschaft in der Bayerischen Akademie (1947) kam die in der Deutschen (1947), der Österreichischen (1956) und der Schwedischen Akademie (1957) hinzu. 1964 wurde er zum Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse unserer Akademie gewählt.

Sein wissenschaftliches Werk liegt überschaubar vor uns: die Dissertation über Boethius (1921, Neudruck 1966), die Teubner-Ausgabe des Horaz (1939, in dritter Auflage 1959), die beiden Sammelbände „Römische Geisteswelt“ (zuerst 1943, bis zur fünften Auflage – 1965 – ständig erweitert) und „Studien zur griechischen und römischen Literatur“ (1964), schließlich das große, ein halbes Jahr vor seinem Tode erschienene Virgilbuch (1967).

Ausgangspunkt war ein Werk der Spätantike, die *Consolatio philosophiae* des Boethius. Die anfangs ins Auge gefaßte Quellenuntersuchung, die Frage nach dem Einfluß Platons, war rasch bewältigt. Aber sie blieb an der Oberfläche des Werkes; um ihm ge-

recht zu werden, war eine Gesamtinterpretation nötig, die vorher niemand in Angriff genommen hatte. Jetzt wird das ganze Kunstwerk ruhig nachgezeichnet, die fünf Bücher werden in ihrer Eigenart und zugleich in ihrer Stufenfolge, ihrer Bewegung zum Ziel hin, behutsam charakterisiert.

Boethius – und ebenso Prudentius, dem die anschließende (ungedruckte) Habilitationsschrift galt – ist zwar nur in wenigen späteren Veröffentlichungen Klingners wieder zum Thema geworden. Dennoch weisen diese Forschungen in ihren Grundzügen schon auf alles Weitere voraus (vgl. Jahres-Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München 1963/64, S. 144 ff.). In dem neugewonnenen Ansatz der Interpretation drückt sich die wohl entscheidende wissenschaftliche Erfahrung Klingners aus: sobald man von herkömmlichen, vorgegebenen Fragestellungen loskommt und die gebotene Betrachtungsweise an dem Werk selbst abliest, dabei auch die Anschauung und das Urteil großer Dichter oder Denker zu Rate zieht (hier Dantes, sonst etwa Goethes oder Herders), öffnet sich mit einem Mal ein neuer Zugang zu den Werken. Die Möglichkeit, bei ruhigem, eindringlichem Betrachten große Literaturwerke zu erschließen und – statt von außen herangetragene Einzelprobleme vorzunehmen – den Ablauf eines kunstvollen Ganzen nachzuvollziehen, ja sich ihm anzuvertrauen, mußte einen jungen Forscher in Bann schlagen und ihm die Richtung weisen.

Die Boethius-Arbeit hatte immer wieder zu Platon hingeführt; die Begegnung mit damals in Marburg lehrenden Philosophen, zugleich das Miterleben der Entstehung von Friedländers Platonbuch lenkte gleichfalls zu ihm hin. Auf Platon wird in den späteren Arbeiten oft verwiesen; wichtiger aber ist es, daß Klingner sich platonische Grundgedanken zu eigen machte. Wenn er bald darauf die Rom-Idee und später andere Leitideen durch die Jahrhunderte begleitete (Italien; Gerechtigkeit; Humanität und humanitas), so steht diese Berührung mit Platon dahinter und gibt den Untersuchungen ihre Tiefe.

Bei Boethius und Prudentius stellte sich bald auch die Frage nach den geschichtlichen Voraussetzungen. Das Werk des Boethius ist an den Übergang von der Antike zum Mittelalter, an die Zeitenwende unter Theoderich, gebunden. Hinter der Dichtung

des Prudentius stehen die Geisteskämpfe im Rom des vierten Jahrhunderts, in die auf der Seite der Heiden ebenso wie auf der Seite der Christen die edelsten Geister hineingezogen wurden und in denen auch die Überlieferung großer Geisteswerke Roms auf dem Spiel stand. Was geschichtlicher Kairos bedeutet, wie es bestimmter Konstellationen bedarf, damit gültige geistige Leistungen entstehen können, hat Klingner im einzelnen freilich erst in späteren Jahren ausgeführt, zum Teil unter dem Eindruck schmerzlicher Erfahrungen der eigenen Zeit. Aber die Ansätze sind früh vorhanden; von ihnen aus erkannte er allgemein die Bedeutung der fruchtbaren Grenzzeiten, der schmalen Übergänge zwischen den Epochen. Damit ist ein tieferes Verständnis auch des augusteischen Zeitalters gegeben. Beispielhaft tritt das in einem Aufsatz hervor, in dem Livius als einer der in der Geistesgeschichte so bedeutenden „Letzten“ gewürdigt wird: sein Werk ist Fortsetzung, zusammenfassende Leistung und Abschluß, Abschied in einem (1943; in dem Liviusaufsatz von 1925 fehlt dieser Aspekt noch). Wenn die Literatur der augusteischen Zeit allmählich in die Mitte von Klingners Arbeiten rückt, so ist das zwar zum Teil durch die Forderungen des akademischen Lehrens und ebenso durch die allgemeine Hinwendung zum „Klassischen“ bedingt. Aber er bringt außerdem von seinem Ansatzpunkt aus, der zunächst aus ganz anderen Gründen gewählt war, besondere Voraussetzungen dafür mit. Vieles greift hier ineinander.

Bei dem Sinn für geschichtliche Bedingtheit konnte es nicht ausreichen, an die augusteische Epoche von ihrer Nachwirkung im späten Rom aus heranzutreten; ebensoviel kam auf die Vorstufen, auf die zu dieser Epoche hinführenden Linien an. Ihnen gelten einige auf Virgil zulaufende Arbeiten und vor allem die Abhandlung über die römische Geschichtsschreibung, in der die Leistung der Historiker bis zu Livius in ihrer Abhängigkeit von der Zeit, ihrem jeweiligen Fortschritt und ihrem Sinn dargestellt wird (1937; die Linie wurde 1958 bis zu Tacitus weitergeführt). Nicht weniger eindringlich sind die Beiträge zu den einzelnen Historikern. Von Sallusts Historienproömium aus wird der Zugang zum Gesamtwerk dieses Autors, zur Entwicklung seines Geschichtsbildes gewonnen (1928); in der Forschung wirkt die Arbeit noch heute mit kaum geminderter Kraft nach. Klingners be-

sondere Liebe aber galt Tacitus, in dessen Werk, dessen Bedingtheit durch seine Vorgänger und zugleich seine großartige Einsamkeit, er immer tiefer eindrang.

An Boethius hatte Klingner erlebt, was künstlerische Form, innerer Ablauf eines Kunstwerkes bedeutet. Was dort noch an ein ‚Geschehen‘, an das Gespräch zwischen dem Eingekerkerten und der Philosophie, geknüpft war, wurde dann an Werken ganz anderer Art wahrgenommen, vor allem bei Horaz und Virgil. Hand in Hand damit, daß Klingner mit aller Akribie die Textgeschichte des Horaz von neuen Kriterien her erforschte und darauf eine neue Edition aufbaute, ging die Interpretation des Bewegungsablaufes horazischer Gedichte. Manche unverstandenen, verlegen beiseite geschobenen Gebilde – auf einen Oberbegriff waren sie nicht zu bringen, da ihnen eine thematische Einheit fehlte – erwiesen sich nun als Kunstwerke besonderer Art. Es zeigte sich, wie Horaz immer wieder bei Ernstem, Lastendem, Verworrenem beginnt, wie der Gedanke sich dann in wohlabgemessenen Schritten zu Freiem, Hellem hinbewegt und wie mit dem ‚auflösenden Schluß‘ alles Leidvolle und Lastende überwunden ist. „Vollzug und Einübung dieser Bewegung: das ist es, was sich in der horazischen Lyrik immer neu ereignet.“ Der Inhalt der Gedichte ist gewiß nicht gleichgültig; aber worauf es ankommt, ist der Ablauf, in den er eingeordnet wird. Diese dichterische Möglichkeit scheint sich sonst nirgends zu finden; die Freude an ihrer Entdeckung beflügelt die Interpretationen immer aufs neue.

War erst einmal erkannt, was der horazischen Dichtung im tiefen eigen ist, dann rückten auch Gebilde zusammen, die vorher schwer vereinbar gewesen waren. Von der Einsicht in die innere Bewegung und von verwandten Erkenntnissen her war es möglich, den organischen Zusammenhang der frühen horazischen Dichtung – Epoden, Satiren, erste Odensammlung – nachzuweisen.

Noch wichtiger freilich als bei Horaz war es bei Virgil, die „Einheit des Lebenswerkes“ zu erkennen, das heißt: zu zeigen, daß die Aeneis dem Dichter nicht abgenötigt worden ist und seiner Natur nicht widerstrebt, sondern daß sich sein Dichten von früh an auf sie zu bewegt, daß etwa geschichtliche Elemente (und mit ihnen die Heilsbringeridee) früh Eingang in sein Werk finden und sich darin immer stärker entfalten. Schon in der Marburger Probe-

vorlesung „Über die Rom-Idee“ sind die entscheidenden Züge dieses Virgilbildes umrissen. Diese Skizze führte Klingner nach und nach aus, zunächst bei den Hirtengedichten (1927). Dann ließ der Nachweis der Kunstgestalt eines wichtigen Georgica-Abschnittes ahnen, wie viel an innerem Leben und an Harmonie in diesem Lehrgedicht noch zu entdecken war (1931). Es folgten allgemeinere Virgilaufsätze – so als zaudere er, sich an die große Aufgabe der Gesamtinterpretation zu wagen. Die Untersuchung des Peleus-Epos, eines der schwierigsten Catullgedichte, führte ihn dann von einer anderen Seite an die Georgica, an ihren Schlußteil heran (1956). Jetzt begann er die Niederschrift des Georgica-Buches, in das seine Freude an italienischen Landschaften, seine Liebe zur Natur, zu Menschen des Landes mit einging. Nach ihrer gesonderten Veröffentlichung (1963) – daß er sich zu ihr entschloß, war wohl Ausfluß einer plötzlichen Sorge, zum ganzen Virgil nicht mehr die Kraft zu haben – ging die Arbeit stetig weiter. Gesundheitliche Hemmnisse drohten freilich den Fortgang in Frage zu stellen; noch mehr als früher mußte Klingner in den letzten Jahren mit seinen Kräften haushalten und auf vieles verzichten. Aber im Sommer 1966 schloß er die Arbeit ab, und ein Jahr später lag der stattliche Band gedruckt vor. Man mag darin manche Ungleichmäßigkeit bedauern und etwa bei einzelnen Eklogen oder Aeneisbüchern Details vermissen. Aber um diesen Preis war es möglich, das gesamte virgilische Werk einzubeziehen und nicht auf einzelne Teile gänzlich zu verzichten; eine Gesamtdarstellung aber war nötig, um die von Niebuhr und anderen an Virgil geübte, trotz allem Fortschritt im Verständnis der einzelnen Werke noch immer wirksame Kritik zu überwinden. Mit Liebe und Empfänglichkeit noch für die feinsten Schwingungen, mit kritischer Kennerschaft, mit Einsicht in mannigfache dichterische Traditionen und geschichtliches Denken ist hier das Wesen einer großen Dichtung erschlossen. Hinter dem Ganzen steht ein hoher Begriff vom Menschen und seiner Bestimmung, zugleich eine tiefe Gläubigkeit.

Die anderen Arbeiten Klingners, die hier nicht im einzelnen betrachtet werden können, fügen sich mit denen zu Boethius, zu Horaz und Virgil leicht zusammen – die Untersuchungen und Essays zu älteren Dichtern (Plautus, Lucrez, Catull) und zu ande-

ren Augusteern, ebenso zu Cicero oder zu den Historikern; auch in den Beiträgen zu Homer und zu Pindar erschließt sich Neues. Nimmt man die weitgespannten geistesgeschichtlichen Arbeiten hinzu, vor allem den Hochstift-Vortrag „Vom Geistesleben im Rom des ausgehenden Altertums“ (1941) und die Aufsätze „Cicero und Petrarca – Vom Ursprung des humanistischen Geistes“ und „Humanität und humanitas“ (beide unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden), so wird zugleich der systematische Zusammenhang dieser Forschungen spürbar, auch wenn er nirgends ausdrücklich hervorgehoben ist. Viele dieser Erkenntnisse sind heute selbstverständlicher Besitz der Wissenschaft geworden – so wie es im Hinblick auf Heinze Klingner in einem Nachruf hervorgehoben hat.

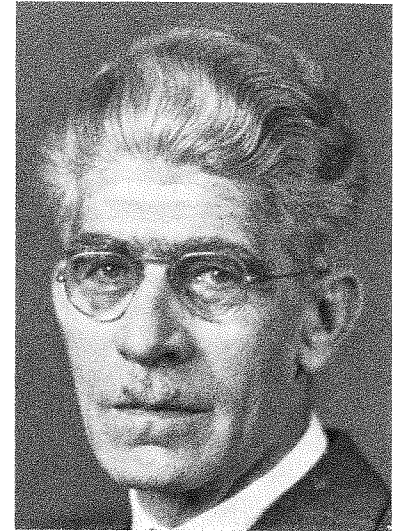
Als „Hohe Schule der Menschlichkeit“ hat Klingner die große römische Literatur angesehen. Mit ihren Autoren – aus verehrungsvollem Abstand heraus – in Zwiesprache zu treten, ist sein humanistisches Bestreben gewesen. Charakteristisch ist die Bemerkung, es könne dem Leser der virgilischen Dichtungen geschehen, „daß er die Gegenwart des Dichters im Werke spürt und sich in sein Wesen wie in das eines hohen Menschen vertieft, der uns seiner Freundschaft und vertrauten Mitteilung würdigt.“ Damit ist ein hohes Verantwortungsgefühl gegenüber den großen Werken und Gestalten gegeben. Immer geht es darum, den Erscheinungen gerecht zu werden; alle Einseitigkeit, alles Isolieren von Einzelzügen wird gemieden, komplexe Gebilde oder Epochen werden mit besonderer Liebe gewürdigt.

Das Streben nach Gerechtigkeit und die Ablehnung alles Extremen, Überspannten kennzeichnet Klingners Leben überhaupt; hier sei davon nur berührt, was unmittelbar in den Bereich seines Forschens gehört. Wie er bei antiken Autoren oder Themen die Folgerichtigkeit der einzelnen Schritte behutsam nachzeichnet, so achtet er bei wissenschaftlichen Fragen auf das sinnvolle Ineinandergreifen gelehrter Arbeiten, etwa wenn er dem Einfluß der ‚genetischen‘ Fragestellung nachgeht, die von F. A. Wolfs Homeruntersuchungen aus in viele Gebiete der Altertumswissenschaft eingedrungen ist. Eine freie, überlegene, aber von aller Überheblichkeit ferne Haltung zeigt sich auch im einzelnen gegenüber den Forschungen anderer. Klingners Rezensionen liegt alle

kleinliche Kritik oder Polemik fern; die Bereitschaft, anzuerkennen und für Belehrung dankbar zu sein, könnte nicht größer sein. Was den hohen Maßstäben standhält, wird aufgenommen und weitergedacht; bisweilen werden Beobachtungen anderer erst an ihr Ziel geführt.

Die Verantwortung gegenüber den seiner Wissenschaft anvertrauten Werken wirkt noch in einer anderen Richtung: er schreibt nicht nur für die Fachgenossen, sondern er will die hohen Werte seiner Welt allen, die dafür empfänglich sind, zugänglich machen. Das steht gewiß in Einklang mit anderen Bestrebungen der Zeit, wie sie etwa in der Zeitschrift „Die Antike“ zum Ausdruck kamen, in der Klingner während ihres ganzen Bestehens veröffentlicht hat; es geht aber vor allem von seiner eigenen humanistischen Gesinnung aus. Die Essays der „Römischen Geisteswelt“ richten sich – wie das Virgilbuch – an ein weites Publikum, und sie haben eine ungewöhnlich starke Resonanz gefunden. Der Wunsch, anderen an seinen Interessen und Erkenntnissen Anteil zu geben, verband sich im persönlichen Umgang mit der steten Bereitschaft, Anteil zu nehmen. Der Klingner eigenen Fähigkeit zu intensivem Eingehen auf den anderen haben seine Freunde und Schüler viel zu verdanken.

Daß es die Sprache ist, an der man den humanistischen Menschen erkennt, hat er am Ende des Petrarca-Aufsatzes einmal ausdrücklich bekannt. So sei wenigstens kurz noch auf die – jedem Fachjargon abholde – Sprache seiner Arbeiten eingegangen. Zuchtvoll und beherrscht abgefaßt, ganz der Sache zugewandt, wollen sie nicht mit brillanten Wendungen blenden; der Stil ist nuanciert und behutsam, ja still. Bei aller Unaufdringlichkeit aber ist dieses Sprechen – gelegentlich auch das verhaltene Pathos – ungewöhnlich suggestiv. Die Vertrautheit mit Goethe, aber auch mit der Welt der bildenden Kunst wird in vielen Formulierungen spürbar. In Theodor Hetzer fand Klingner für diesen Bereich den geistesverwandten Freund. Wenn er in der Gedenkrede in der Leipziger Universitätskirche, worin diese Nähe und Gemeinsamkeit auf Schritt und Tritt gegenwärtig wird (1947), von Hetzer sagt: „Seine letzten Bücher kann man getrost neben denen der großen Meister unserer Prosa lesen“, so trifft das auf seine eigenen Arbeiten nicht weniger zu.



Giorgio Levi della Vida  
22. 8. 1886–25. 11. 1967

Die Beseeltheit, die diese Sprache auszeichnet, rührt von jener Nähe zum Gegenstand her, über die schon zu sprechen war. Ein innerer Bezug zu dem betrachteten Werk fehlt in keiner Arbeit Klingners; es gab für ihn keine beliebigen Themen, keine bloßen Forschungsobjekte. Mit seinem hohen Begriff von Philologie vertrug es sich nicht, daß sie zu Routine, zu bloßer Technik herabgewürdigt wird. An dem Weg, der ihn nach eigenem Gesetz von Boethius und Prudentius in die ganze römische Geisteswelt eingeführt hat, kann die Konsequenz wissenschaftlichen Arbeitens beispielhaft deutlich werden. Er hat ein Werk geschaffen, das eben darum Bestand haben wird, weil es von seiner Person geprägt ist und in solcher Weise nur von ihm zu leisten war und weil es bei aller Liebe dennoch Abstand und Freiheit wahrt, bei aller Gelehrsamkeit den unmittelbaren Bezug zu den großen Schöpfungen der Literatur nie preisgibt.

Carl Becker